

Kriegsparadien.

Von Max Nordau.

Alle Franzosen können nicht in den Schlingengärten liegen, die Allen, die Schwachen, die Untauglichen; dem Vaterlande möchten aber auch sie dienen. Also thun sie es hinter der Front, wo sie einen für sie ungefähren Krieg, doch nicht minder erbitterten Krieg, man kann nicht sagen: gegen Deutschland, doch gegen alles Deutsche führen.

Ein Tageschronist hat mit tiefer Entrüstung eine Tatsache bemerkt, über die man gewöhnlich achlos hinweggeht: In Mitteldeutschland ist die deutsche Sprache in Pflanzschulen verboten. Kann das noch länger geduldet werden? Er erhob sich empört dagegen und forderte, daß man die französische Jugend nicht länger mit der Zerstörung tränke, die Sprache des verabscheuten Feindes zu lernen. Er hatte jedoch die löbliche Bescheidenheit, einzusehen, daß seine Autokratie nicht genügen würde, um die Unterrichtsverwaltung zu einer Aenderung des Verlesenen in seinem Sinne zu veranlassen, und er wandte sich an hervorragende Persönlichkeiten mit der Bitte, ob es nicht geboten sei, nach dem Kriege die deutsche Sprache aus den Pflanzschulen zu verbannen und sie durch eine andere lebende Sprache zu ersetzen.

Hier sei bemerkt, daß diese Frage nicht zum erstenmal erörtert wird. Vor etwa zwei Jahrzehnten, mitten im tiefsten Frieden, sprach der bekannte Sprachforscher Darmesteter, dessen Feindschaften darunter den Werth haben sich mit selbstem Schrot und Korn das Vorkommen des Deutschen aus und verlangte, daß man es durch Englisch ersetze, da diese Sprache leichter, dem Französischen näher verwandt sei, weil weit mehr Menschen und in viel mehr Ländern gesprochen werde und ein unvollständiges redendes und mündliches Mittel zur Verständigung als Deutsch. Darunter ist Anrechnung fand keine Beachtung und es blieb alles beim Alten.

Der Sprachforscher hatte sich nicht verrechnet, als er annahm, die von ihm betragenen hervorragenden Persönlichkeiten würden sich für den Antrag bewegen, um ihre vaterländische Gesinnung leuchten zu lassen, indem sie mit Geringfügigkeit über die beiden Sprachen zu sprechen würden. Die meisten hatten es aber doch nicht entfremdet alle. Er erhielt auch vernünftige, ruhige, selbst vornehmliche Antworten, die ihn überaus hatten werden. So schrieb ihm Herr Emile Combes, der ehemalige Ministerpräsident und Vorkämpfer der radikalen Partei im Senat, er sei durchaus nicht für die Verbannung des Deutschen aus den Pflanzschulen, er wünsche im Gegenteil, daß das Studium dieser Sprache mit Ernst und Gründlichkeit gepflegt werde. Er selbst habe sie in seinen Jahren autodidaktisch nicht ohne Mühe erlernt und er wäre dankbar gewesen, wenn ihm die Schule in der Lösung und dies gewährt ihm tiefe Genugthuung. Er sehe keinen Grund, weshalb man der französischen Jugend diese reiche Quelle der Bildung und Erbauung nicht zugänglich machen solle. Auch Herr Joseph Reinach erhob sich entschieden gegen die Verbannung des Deutschen aus dem Lehrplan, und dies stellt seiner Unabhängigkeit und Charakterfestigkeit ein günstiges Zeugnis aus. Bei niedrigerer Densität würde er mit seinem Namen und seiner Abhängigkeit sein Franzosentum eher übertrieben haben und mit Renegatentätigkeit gegen alles Deutsche loszugehen sein, um verfallen zu machen, oder Verzeigung dafür zu erlangen, daß sein Vater ein Deutscher war. Diese Liebesdienste vermied er geringfügig. Er verteidigte mit Nachdruck den Werth der Kenntnis des Deutschen und forderte mit Heftigkeit, daß es Pflichtgegenstand bleibe. Seine Begründung ist allerdings eng und schwach. Er behauptet hauptsächlich den praktischen Nutzen hervor und will, daß die jungen Franzosen Deutsch lernen, um für den wirtschaftlichen Kampf mit dem deutschen Kaufmann und Gewerbetreibenden auf dem Weltmarkt besser gewappnet zu sein. Dem Deutschen wird natürlich die Auffassung des Herrn Combes sympathischer sein, doch wird es ihm auch nicht missfallen, daß ein einsichtiger Franzose den Werth und die Bedeutung der deutschen Sprache für den Weltverkehr anerkennt.

Die Hege gegen das Deutsche im Schulplan wird kein anderes Ergebnis haben, als das Abschneiden der besten Franzosen zu erzeugen. Eine andere verhängnisvolle Folge, die eine andere deutsche Straßennamen in Paris. Die Vaterlandverleugender hinter der Front, die ihre Schlachten in den Zeitungsblätter schlagen, empfinden es als unethisch, bis im Vergleich der Pariser Straßennamen berühmter Deutscher antzutreffen sind. Das ist eine Ehre, die sie bewirkt haben und die ihnen aberkannt werden muß. Mit den bloß geographischen Bezeichnungen ist der Anfang schon gemacht worden. Die Rue d'Allemagne ist in Rue Joncaur, die Rue de Berlin in Rue de Diege umgetauft worden. Worin konnte Gegenfeitigkeit liegen, ich habe jedoch nicht erfahren, daß jemand die Namensänderung des Pariser Platzes verlangt habe.

Aber wie viele andere deutsche Namen hebeligen noch das Auge und Gehör des Franzosen? Es gibt eine

Rue Goethe und eine Rue Henri Heine, allerdings im fernsten Südoften der Stadt. Dort sind auch die Rue Mozart und Richard Wagner-Straße verbannt. Aber im nördlichen Teile von Paris, unmittelbar an der großen Oper, erscheinen an den Straßennamen die Namen Glad und Meyerbeer. Jener war wenigstens ein Böhme, und das mag vielleicht als mildernder Umstand gelten. Für Meyerbeer aber gibt es keine Entschuldigung. Er war nicht nur ein richtiger Preuze aus Berlin, sondern schickte sogar den preussischen Generalsstabschef, allerdings den untrügerischen General-Musikdirektor, den ihm König Friedrich Wilhelm IV. verliehen hatte.

Der Todwiderstand des Robert der Teufel und der Hugenotten hat indes noch viele Vorkämpfer. Wäre es auch nur, weil Richard Wagner ihn grimmig angegriffen hat. Der Feind unseres Feindes ist unser Freund! Richard Wagner aber wird wohl seine Strafe verlieren. Ihren Bewohnern, die ihre Willkür und Briefkopf-Veränderungen müssen, wird dies empfindlicher sein als ihm.

Noch eine Heimlichung hat Deutschland getroffen. An der Straßenseite des Nordbahnhofes stehen in Reihen drei weibliche Statuen, unter denen zu lesen stand: „Edin“, „Frankfurt“, „Berlin“. Die Verfertiger von drei deutschen Städten im Herzen von Paris! Die jüdischsten Wälder entfesselten einen Sturm gegen die Bodenverwaltung und forderten, daß die Statuenbilder sofort entfernt und durch solche französischer, belgischer oder russischer Städte ersetzt werden. Die Nordbahn wählte einen Ausweg, der sich dadurch empfahl, daß er so gut wie keine Kosten verursachte. Sie ließ die Statuen in ihren Nischen, ordnete jedoch die Beschriftung der Namen an. Eine auffällige Ähnlichkeit zwischen den weiblichen Statuen und Städten, die sie verdrängen, besteht nicht; selbst die Berliner, Frankfurter oder Kölner kann sie lange betrachten, ohne seine Vaterstadt in ihnen zu erkennen. Da ihr Name entfernt ist, kann nunmehr auch der leidenschaftlichste Vaterlandsfreund von Paris zu ihnen aufblicken, ohne daß sein Auge beleidigt wird. Die feineren Damen an der Straßenseite des Nordbahnhofes aber waren ohnehin gebildet, daß darüber bestimmt wird, wer und was sie eigentlich sind.

Irregeleitete Bedeutung hat der kleine Krieg hinter der Front nicht. Er kennzeichnet höchstens Stimmungen. Er ist die putzige Parodie der großen Ereignisse, die die Welt erschüttern.

Könige ohne Land.

Zum zweiten Mal in diesem Kriege haben wir einen König das Schicksal erleiden, vor den andringenden Gegnern Schritt für Schritt zurückzuziehen, ein Stück Land um andere, eine Stadt um die andere aufgeben zu müssen: auf Albert von Belgien folgt Peter von Serbien.

Ein Bild in der Geschichte zeigt, daß die „Könige ohne Land“ eine sehr haltbare Reihe ausmachen, es sind ihrer weit mehr, als der schnelllebigen Welt, die auch für Königsparadien nur dann ein Gedächtnis hat, wenn sie sich vor dem weit hinter sich liegenden Hintergrund eines gewaltigen Geschehens abspielen, im Gedächtnis haften bleiben.

Obst man nur die letzten hundert Jahre zurück, so staunt man über die Menge der entronnenen Fürsten. Von Napoleon I. dem gewaltigsten der verbannten Herrscher, an bis auf unsere Tage — welche Fülle der Entsetzungen! Kleine und große Fürsten, die an der Verbannung leidend tranken, Fürsten, die das Exil in heiterem Lebensgenuss verbrachten. Nach dem ersten Napoleon lag Frankreich in Karl X., der durch die Julirevolution von 1830 vertrieben wurde, abermals einen Fürsten in die Verbannung zogen. Wenige Jahre später, im Februar 1848, setzten abermals revolutionäre Stürme einen König vom französischen Thron: Louis Philipp folgte seinem Vorgänger in die Verbannung nach England. Napoleon der Dritte war der letzte der vertriebenen französischen Fürsten. Er hat sein Land, das er am Tage von Sedan verlor, nicht mehr als König betreten. Am Tag nach seiner Gefangennahme durch die Deutschen wurde er am 2. September 1870 nach Wilhelmshöhe bei Kassel verbracht, und am 1. März 1871 wurde der gefangene Kaiser von der Pariser Nationalversammlung abgesetzt. Er ging von Kassel in das klassische Land der ausgetriebenen französischen Könige: nach England.

Auch der Kaiser hat der jüngsten Ereignisse schon mehrere Könige von Land geschickt. Da ist Alexander von Battenberg, Bulgariens erster Fürst, der seinen Sturz auslands Jureignen verdankte. Als 1918... verdrängte er nach seiner Absetzung seine Lage in Graz. Ein anderer Fürst aus deutschem Blut, Otto aus dem Geschlecht der Wittelsbacher, hatte den Thron Griechenlands 35 Jahre inne. Er wurde am 22. Oktober 1862 durch den einstimmigen Beschluß der Nation der Königskrone entsetzt und verließ den Rest seines Lebens in Bamberg. Damals war es England gelungen, was es auch heute wieder anstrebt: zwischen Volk und König Entfremdung herbeizuführen, welchem Beginn die nicht willenskräftige Natur König Otto seinen Widerstand leistete.

Milan von Serbien ging freiwillig in die Verbannung nach Wien, als er

der Schwierigkeiten seiner Lage nicht mehr Herr zu werden vermochte und hat als berüchtigter lebenslustiger Ex-Monarch diesen Entschluß gewiß nicht bereut.

Auch Deutschland zählt eine ganze Reihe entronnenen Fürsten. Da ist vor allem die tragische Gestalt des blinden Georgs V. von Hannover, der seit Exil in Oesterreich suchte. Erst die jüngste Vergangenheit hat die Schatten jenes Ereignisses zu bannen vermocht, als der Entsetzte des Entsetzten die deutsche Kaiserkrone heimführte.

Der letzte heftige Kurzog Friedrich Wilhelm und Adolf, Herzog von Nassau, sind wie der hannoversche Fürst durch die Geschehnisse des Jahres 1806 verbannt worden, denen sie politisch nicht Rechnung tragen mochten.

Der jüngst entronnene Fürst, auch den Jahren nach, ist Emanuel von Portugal, der durch den tragischen Tod seines Vaters und Bruders auf den Thron gelangte, um ihn wenige Monate später mit einem englischen Edelmann zu verheiraten.

Noch eine Anzahl kleiner Fürsten aus den verschiedensten Geschlechtern und Seitenlinien hat ihre Thronkronen geräumt, die nur für den Historiker noch in Betracht kommen.

Schuhe ohne Leder.

Die Deutschen Verhältnisse in Hellenau bei Dresden, die auf dem Gebiet des Kunstgewerbes und der künstlerischen Wohnungsausstattung einen anerkannten Ruf besitzen, haben sich in der Kriegszeit mehr der Bedürfnisnot zugewandt. Durch die Lederknappheit und die Verwertung des Schuhwerkes veranlaßt, haben sie Schuhe erfunden und sorgfältig ausprobiert, die größte Brauchbarkeit mit größter Billigkeit vereinigen. Die Hellerauer Schuhe sind ohne jede Verwendung von Leder hergestellt. Das Oberleder dieser Schuhe besteht aus starrem, wasserdichtem, grauem oder schwarzem Segeltuch, wie es die Militärbehörde für die Herstellung ihrer Tornister vorschreibt. Die Brandsohlen, äußeren Sohlen und Absätze sind aus Holz, und zwar sind dünne Holzschichten treuweise wasserfest verleimt. Diese Fügung ist äußerst widerstandsfähig und sehr, sehr ein Spalten des Fußes ausgeschlossen ist. Die Sohlen selbst sind elastisch, und man geht in den Schuhen ebenso bequem wie in Lederstiefeln. Die Absätze finden mit Eisen versehen, werden aber auch mit Gummiplatten geliefert. Die Stiefelsohlen halten wärmer als solche aus Leder, weil Holz ein schlechterer Wärmeleiter als Leder ist. Sie sind ebenso auffällig wie gute Lederstiefel, für den Winter gut geeignet und nicht schwerer als Lederstiefel gleicher Größe. Die Erneuerung der Sohlen und Absätze wird eigenartig und praktisch gehandhabt. Wenn Sohlen und Absätze abgelaufen sind, so löst man die in der Sohle außen sichtbare Schraube, schraubt dann den Stiefel vollständig auf, nimmt die Einlegesohle heraus und löst nun mittels Schraubenziehers auch die zwei innenliegenden Schrauben. Die neuen Sohlen haben Schraubenlöcher genau an denselben Stellen wie die abgelaufenen Sohlen. Man dreht nun die äußere Schraube die zwei inneren Schrauben wieder in die vorgebohrten Löcher der Sohle und zieht sie straff an. Abgelassene Absätze entfernt man gleichfalls durch Lösen der zwei Schrauben, die man dann wieder in die vorgebohrten Löcher an den neuen Absätzen hinein dreht. Neue Sohlen und Absätze gibt es an denselben Stellen, wo die Schuhe verkauft werden. — Die Reinigung der Schuhe erfolgt natürlich auch nach anderen Grundsätzen wie die der Lederschuhe. Sind die neuen Stiefel noch und schmutzig geworden, so läßt man sie zunächst genau wie Lederschuhe trocken und bügelt sie dann mit einer reinen, nicht zu harten Bürste die man nicht anderweitig zum Wischen verwenden darf, gut ab. Alle Schmutz wieder sauber werden. Wenn nach längerem Gebrauch Sohlen und Absätze abgerieben werden, kann man diese genau wie bei Lederschuhen mit schwarzer Wäsche wieder frisch schwärzen. Mit diesen neuen Schuhen ohne Leder wird dem Mittelstand und den kleinen Leuten ein ebenso gutes und solches wie preiswertes Schuhwerk gegeben. Besonders Familien mit reichem Kinderbesitz werden die Neuerung freudig begrüßen. Was den Preis betrifft, so kostet ein Paar solcher Schuhe nicht mehr, als heute ein Paar guter Lederschuhe kosten. Ein neuer Satz Sohlen und Absätze kostet 1.25 bis 1.50 M. Die Hellerauer Verhältnisse sind zur Zeit damit beschäftigt, den Verkauf der Stiefel zu organisieren. Von Anfang 1918 an werden sie in den einschlägigen Geschäften zu haben sein.

Raid.

„Na, Frau Birkin, ein frisches Frühstück könnten Sie mir aber wirklich geben.“

„Aber, hören Sie, mein guter Herr, vier Wochen lang hat sich nicht ein einziger darüber beklagt, und Sie wissen gleich ein neues!“

Retzphön.

Durch die, einformige Wüste wälzt der Tigris seine träge gewordenen Wellen dem Meer entgegen. Glühender Tropenhimmel brüht darüber. Nicht Grünes ringsum, selten eine Sefine — eines der landesüblichen mesopotamischen Segelboote, wie wir sie ebenso schon auf altbabylonischen und assyrischen Stulpturen finden, — die unter dem einformigen Singang ihrer Mannschaft trommelt. In diese Einsamkeit ragen ein paar mächtige, phantastische Mauern himmelhoch hinein. Eine Wand, aus bräunlichen, verwitterten Ziegeln errichtet, und das oben ein ungebogener Bogen — das sind die Überreste von Retzphön. Lieber 40 Meter ist die Mauer hoch und ohne Stütze und Strebem hält sie seit mehr als einem Jahrtausend Wind und Wetter stand. Die Eingeborenen nennen sie Kal-i-Ketra, Bogen des Abesra. Der Tigris macht hier eine 5 bis 6 Km. lange Biegung, deren Basis man in einer halben Stunde durchqueren kann, und nur zu Zeiten des Hochwassers, wenn die ganze weite Ebene rings den Anblick eines Meeres bietet, können die Schiffe ebenfalls in einer einzigen Fahrtrinne diese Schleife abspazieren. Einst stand hier eine von den Vorkriegsgerühmte mächtige Stadt, und andere Städte in ihrer unmittelbaren Umgebung zeugten von der Fruchtbarkeit und Kultur der mesopotamischen Ebene. Von Goethe, das auf dem andern Ufer lag und mit Retzphön eine mächtige Doppelstadt (El-Madin) von angeblich über 900.000 Einwohnern bildete, von Seleucia, etwas unterhalb auf dem rechten Tigrisufer gelegen, sind nur noch kümmerliche Spuren vorhanden. Wenn wir uns nicht aus jener Pannäerzeit des Platenschen „Harmosan“ erinnern:

„Schon war gesunken in den Staub der Saffianen folger Thron, Es plündert Moslemhand das schäferliche Retzphön.“

So hätten uns die jüngsten Kriegsnachrichten aus dem Irak mit der Erwähnung dieser alten Kulturstätte schwerlich etwas zu sagen gewagt. Ihre oben erwähnte eigenartige Lage hat ihre strategische Bedeutung gegeben, welche der jüngste entscheidende Sieg der türkischen Truppen über die Engländer bestätigt. Die Tatsache, daß man von der innerhalb des Flugzeugens belegenen, an sich ganz unbedeutenden Bodenhebung aus den Tigris auf eine Strecke von mehreren Kilometern bequem bestreichen kann, veranlaßte die Heeresleitung, dort eine große Vertheidigungsstellung anzulegen. Sie wurde zu Anfang dieses Sommers, als das Abschmelzen des Gletschers, der einige Monate für tiefgehende Schiffe von Korna aufwärts nicht mehr zu befahren ist, einen verweirten Vorstoß der englischen Monitore erwarten ließ, rasch und mit ingenieurmäßigen Mitteln ausgebaut. Stacheldraht, der früher zu überaus friedlichen Einzelnungen gedient hatte, Bombenmaterial und anderes bereitgelegenes Material mußten hergeholt werden, und wenn auch die Engländer damals den Versuch nicht wagten, so haben diese Befestigungen jetzt doch offenbar ihre Schuldbiligkeit getan.

Die aus den Berichten hervorgeht, sind die Feinde allerdings bis in die Befestigungen vorgedrungen und haben sogar bei Selmah-Bad, südlich der Einmündung des Djalala, ein Yman, das Grab eines christlichen Heiligen, zerstört und dessen Wärrer ermordet. Sie sind aber dann, offenbar nach einem vorher bestehenden Plane von vorn und hinten zugleich unklammert und vernichtend geslagen worden. Die Beduinen, die dabei mitgeholfen haben, werden nach einem ihrer bezeichnenden Sprichwörter sagen: „Aber zwischen den Knoblauch und die Sädle gerührt, riecht der Gestank.“ Und das Gegeter der englischen Zeitungen über die „leichtfertige und mißglückte Expedition“ würde sich noch vergrößern, wenn man in London wüßte, wie tief das religiöse Gefühl der Mohammedaner in den Gefilden Bagdads durch solche Entweibung einer heiligen Stätte verletzt worden ist. Auch die wenigen von ihnen erlaufenen Arbeiterhände werden sich angefaßt des von Allah bestimmten Strafgerichts über die Freuler scheu von ihnen zurückziehen.

Reben der historischen Jahreszahl 637 n. Chr., welche für die Einnahme der Saffianenhauptstadt durch die Anhänger des jungen Ischlams gilt, hat Retzphön mit dem 25. November 1915 eine zweite weltgeschichtliche Zahl erhalten. Und die Mauern des weichen Palastes werden einsam und gepflegt weiter in die Wüste ragen, der Mondschein wird durch ihre öden Fensterhöhlen seine Lichter in den alten Strom werfen und als Memento eines anderen Weltkrieges werden die lausenbüchigen Ruinen für aber tausend Jahre denkwürdig sein.

Verrechnet.

„Häufiger (der vom Hausknecht hinausgeführt werden ist): „O weh, ich hab' geglaubt, alle starken Männer sind im Kriege!“

Liederabend.

Das Bombenwerfen der Flieger nach bestimmten Zielen muß doch äußerst schwierig sein.

Das glaube ich nicht! Ich stieh neulich einmal aus Versehen einen Blumenkopff vom Fensterbrett und gleich war er unten einem Herrn auf den Hinterkopf gefallen!

Unveröffentlichtes von Schopenhauer.

In der Deutschen Schopenhauer-Ausgabe wird nach dem Kriege der handschriftliche Nachlaß des Philosophen veröffentlicht werden. Aus Bruchstücken, die der Almanach „Münchener Beleger“ veröffentlicht, entnehmen wir einige bedeutende Sätze:

„Die Menschen, welche nach einem glücklichen, glänzenden und langen Leben, statt nach einem tugendhaften Leben zu streben, gleichen den thörichten Schauspielern, die immer brillante, scheinbare und lange Rollen haben wollen, weil sie nicht einsehen, daß es nicht darauf ankommt, was oder wie viel sie spielen, sondern wie sie spielen.“

„Lesen und Lernen ist das Betreiben und Untersuchen der Oberfläche einer Kugel. Denken das sferische Einbringen in ihr Inneres. Erstes ist bloß Mittel zu letzterem. Man reißt auf der Oberfläche der Kugel hin und her, um die Stellen zu suchen, wo man sich einsetzen könne. Thoren, Bedanten, Schaulustige meinen, das herumlaufen auf der Oberfläche sei die Sache, der Zweck: — und in diesem Irrtum ist auch jeder, sobald er zu sich sagt: „Ach, da habe ich, statt weiter zu lesen, in Gedanken gefessen;“ — aber wenn er sich freut, recht viel gelesen zu haben: denn da hat er sicherlich am wenigsten geachtet.“

„Was ist zu wünschen? — Ein Bild, der die Sonne untergehen sieht aus dem Kerker wie aus dem Palast: der ist zu wünschen und sonst nichts. — Vermöchte ihn? — Alle. — Wer will ihn? — Der Hunderttausendste.“

„Wie die schönsten Tugendtugenden zu fassen sind und nur für Siebe, weil sie aus langen Sägen bestehen und erst nach langen Zergähnen den Grundton wiederfinden. So kommen große Geister erst nach großen Zweifeln, schweren Zweifel, großen Zerrwürmen, langem Bemühen und Schwanken ins Gleichgewicht: wie lange Perpendikel große Halbkreise beschreiben. Kleine Geister sind bald mit sich und der Welt im Reinen und vernünftigen: jene aber grünen, leben, bewegen sich ewig.“

„Jedes Gut will auf seinem eigenen Gebiet errangen sein und Befestigungen auf einem fremden Gebiet geben keine günstigen Ansprüche. Liebe, Schönheit und Jugend werden nur von Liebe, Schönheit und Jugend erworben; durch Geld oder Macht kann man sie nur scheinbar, nicht wirklich, besitzen. Würden und Vermer in Staat sind nur durch Tauglichkeit für den Staat zu erwerben: durch hohe Geburt und Gunst kann man sie nur scheinbar, nicht wirklich besitzen. Freundschaft, Liebe und Anhänglichkeit der Menschen erwirbt man nur durch Freundschaft, Liebe und Anhänglichkeit an sie; nicht nur Geld, sondern sogar andere Verdienste, selbst die größten. In einem Staat, Wissenschaft und Kunst, können hier nicht gelten, selbst wenn die anderen sich alle Mühe geben, sie zu lassen: nur scheinbar können sie abhandeln, nicht aber wirklich ihre Güter schenken. So sind Kunstwerke nur für Verstandige da — und so liberal.“

„Um zu wissen, wie viel Glück einer im Leben empfangen kann, darf man nur wissen, wie viel er geben kann.“

„Schöne Menschen werden ihren Körper am liebsten gar nicht oder so wenig und so leicht als möglich verpacken: häßliche hingegen durch die Kleidung und Schmuck sich aufblenden wollen. Ebenso wird ein großer und vorzüglicher Geist streben, sich auf die einfachste, schlichte, deutsche Weise mitzutheilen. Schriftsteller hingegen, die sich keines sonderlichen Werths und Gehalts ihrer Gedanken bewußt sind, bedienen sich eines hässlichen, traurigen und vermodelten Verbalens, schleppen lange, ungeschickliche Worte zusammen, kleben triviale Gedanken in dunkle Vorätze; wenn man sie liest, ist es, als wären ein ganz jämmerliches, wirzigen schwinblüchtigen, mißgeschickten Menschen in einem prächtigen, barockhaften, reichen, bunten Ornat daherschreiten.“

Liebe = Cigaretten.

Die Cigaretten, die Herr Krause bisher in's Feld geschickt hat, waren nicht von der besten Sorte. Jetzt hat er der Gattin aus der Zeitung vorgelesen, daß giftige Dämpfe von deutscher Seite die Franzosen und Engländer aus ihren Stellungen vertrieben haben. Sie legt ihm die Hand auf den Arm und spricht vorwurfsvoll: „Gehardt! Sollten das am Ende Deine Cigaretten gewesen sein?“

Die Maas = Arme.

Zwei bawerische Krieger, ein Pionier und ein Artillerist, unterhalten sich in der Gegend von Sedan lebhaft über die Einschränkung der heimischen Bierzeugung. Schmerzlich bewegt, berichtet der Junke: „Is is a Kreiz! Schon hal acht Läg hat's bei uns'rer Batterie Lo Bier mehr geb'n.“

„Un do hoast ma ins no d'Woos-Arme“, antwortete grollend der Pionier.

Fragen und Antworten.

„Wer ist der lebenswichtigste Feldherr?“

„Zinzenburg! — Er hat den Rücken das stärkste Entgegenkommen gezeigt.“

„Wer ist der größte Terrainspezialist?“

„Madenfen! — Er grüßte überall Boden.“

Kriegslatein und anderes.

Im den Schauläden Wiener Kaufhäuser hängen hübsch geschmückte Preisbescheide an roten oder schwarzgelben Seidenbändern, verzert und umwunden mit Lorbeertraut, Strauchbeeren oder Moos, Birsbänder baumeln an ihnen herab, auf denen Zwangorod oder Brest, Witostat geschrieben steht oder ein handfester Landsknecht abgebildet ist, der dem russischen Bären die Lunge in die Weichen, schlägt, wie weilsand Santt Georg dem Drachen. Es sind „echte“ Hauptausen aus dem Kriege. Jährliche von kleinen Kofatensperden und reizige von den Vorspanntieren der jähernen Geschütze. Der Geruch des Schlachtfeldes strömt von ihnen aus. Viele unter uns werden sich erinnern, daß Großmutter in der neuen Wohnung in die Thüre der Hufeisen nagelte, das einer aus der Familie selbst gefunden haben mußte. Mit der offenen Lunge mußte es nach außen liegen, damit das Glück wohl ins Haus herein, aber nicht hinausbreiten könne. Wie das Pentagramma auf der Schwelle von Faustens Studirhupe, dessen offener Zahn den Teufel bannte. Banleute nageln wohl noch die und da Hufeisen an die Thüren der Scheuern, damit diese immer gefüllt seien. Die Städter hatten sich wohl den Hufeisenüberblenden abgewöhnt. Da läßt ihn das Kriegslateinergemut in neuer, edler Fassung wieder auflösen. Wer solch Eisen für seinen Scheiß, oder Ähnliches kauft, dem bringt es wohl außer dem Gefühl, einem Christenmenschen mal was Gutes getan zu haben, kein besonderes Glück. Wohl aber einem der kämpfenden, freiernden Soldaten in den Tiroler oder montenegrinischen Bergen. Ein Weihnachtsplakat, für das er Niemand zu danken braucht oder allen danken kann. Genug, er weiß, daß draußen ein wildfremder Mensch lebt, der hat zu Weihnachten an ihn gedacht, vielleicht sogar beim Kauf des Erinnerungsgeldes ein leises „Gott! Gott!“ gesprochen, noch immer den besten aller Muzelgen.

In jedem neuen Kriege tauchen in Linnenge Amulette und Talismane auf. Man braucht nur die Chroniken der letzten Kriege zu lesen, um zu finden, daß es immer wieder dasselbe ist, wenn auch in veränderter Form und anderer Bedeutung. So hat sich die gepaltene Franzosenflagge aus den Befreiungskriegen heute in ein gepaltene Dum-Dum — Geschöß verwandelt, das in Form eines Anhängels getragen, von den furchtbaren Verletzungen dieser Kugel befreit. Oder der Granatplättler, der, wenn er nur annähernd Kreuzesform zeigt, unter der Kappe im Haar versteckt, vor dem tödlichen Kopfschlag rettet. In der Annahmgläubigkeit, der mit solchen Amuletten oft verbunden wird, nicht gar zu häßlich, so braucht man darüber nicht einmal besonders den Kopf zu schütteln. Man bedenkete nur, daß unter den dalmatinischen Soldaten noch achtzig, den Rumänen und Ruthenen ebenfalls sehr hohe Prozenzläge solcher sind, die weder lesen noch schreiben können. Die Phantastie der österreichischen Wölferstaaten im österreichischen Süden ist noch nicht bedürftig mit guten oder bösen Wäld, Haus- und Berggeistern. Von diesen Soldaten hat wohl ein jeder etwas mitgenommen in das große Sterben, auf der Brust oder Tasche getragen, wonach er ängstlich greift, wenn er im Spital verstorben oder umgeliebt werden soll. Da ist's wohl am besten, man macht es wie jene resolute kroatische Dame, die in einem Wiener Jagarett seit Kriegsbruch Pflegerin ist und die Leute aus dem Südoften der Morarchie genau kennt. „Weißt du, Maro oder Juba“, je nachdem flüstert sie ihm zu, wenn der arme Teufel frampfhaft das Sädeln mit Erde von Großvaters Grab festhalten will — „weißt du, Maro, du brauchst es jetzt nicht, du wirst bald gesund, aber drüber im andern Zimmer liegt einer, dem geht's schlecht, dem könnte du es borgen.“ Und Maro oder Juba, fast alle von da unten heißen so, ist glücklich, daß er mit seinem Talisman ein neues Leben erhalten kann.

Aber nicht nur dieselben Talismane und Amulette, auch dieselben Geschichten, die von erlebtem merkwürdigen Glück im schweren Augenzeuge berichten, tauchen auf. Meistens gute, alte Bekannte aus Kalender und Zeitschriften früherer Kriegsjahre. Wie viele empfindsame Herzen wird die schöne Erzählung von dem vierblättrigen Akeblau und der Granate schon gerührt haben, und wie viele wird sie noch rühren. Der blauröthliche junge Leutnant, dem seine Braut ein selbstgefundenes Sträußchen Vierblättrige in den Krieg mitgibt, und der beim Sturm auf die feindliche Stellung noch so viel Zeit findet, im Ake zu seinen Füßen ein Vierblatt zu finden, sich büßt, um es zu pflücken und dadurch seinen Kopf behält, weil in diesem Augenblicke eine Granate in Manneshöhe über ihn wegging. Oder das treue Schlachtopfer, das sich plötzlich hochaufrecht, als die Gewehre aus dem Hinterhalt zu knallen anfingen, um seinen Herrn mit dem eigenen Leib zu bedecken.

Aber auch Kriegslatein blüht jetzt nicht minder wie Jägerlatein in Friedenszeiten, und ist draußen wieder einmal eine Gefahr glücklich vorüber, und die Soldaten sind nicht gar zu müde, dann mag in den Schlingengärten manches Scherz- und Witzwort fallen, das die eben erlebten Vorkommnisse und die Stimmung der Leute besser schildert als der eingehendste Kriegsbericht. Etzen da im Sommer, so erzählt kürzlich ein Feldkurat, als die Kugelmacher den Krieg erklärt hatten, drei Tiroler Kameraden im Schlingengarten. Die Sonne schien nach dem Hundewetter der letzten Tage so warm, und im Untergrund war's öde und kalt. Aber auch der Graben war so erbärmlich tief, daß die Sonnenstrahlen nicht bis auf seinen Grund gelangen konnten. Da trichen die drei vorsichtig an eine Stelle, wo dieser wegen Seitenbodens weniger ausgehoben war, lehnten sich so gut es geht, an die Wände, einen Munitionsvorrat zwischensich, und begannen „Strohmandel“ zu klopfen. Einer der herrlichsten Spiele, da es auch in der dümmsten Situation gespielt werden kann. Da triegt der Wackel, der Kängste unter den dreien, ein wunderbares Spiel, verlegt den Schlingengarten und die Kugelmacher, reißt den Herzoghin heraus, hebt seine anderthalb Meter lange rechte Vorderlose hoch und will eben den Herzoghin mit einem „G'wonna nicht's! hin-schmettern. Da macht er brühen „Bant“, und dem Wackel fliegt der Herzoghin samt den beiden halben Mittelfingern von der Hand. „Wie ich den Wackel im Spital aufsaude“, erzählt der Herr Kurat weiter, „war er schon ganz munter. Wirtt wegen dema zwa Finger ganz gut Gedumede oder drehen können. Wackel, sag' ich, da Glück hat noch 'g'habt.“ „Frei, frei“, befähigt er eifrig, „aber daß mei Alte im Reich blieben is, gift' mi damit.“ „Wieso denn?“ frage ich vernunbert. „Weißt, Hochwürden“, sagt der Wackel, „damal wie noch ta Kriag 'g'wesen ischt, hot's alleweil 'g'lagt, der Malziffer, der G'hornte (Teufel) haut dir für 'g'weh no mal bei Tragen (Hand) 's'amm, kauft allemal sei Betsüach! (Gebetbuch) drin 'g'acht.“

„Das Wahngesicht.“

An der Kreuzung der Rue St. Dominique und Rue Solferino, nahe bei einem der Haupteingänge des Kriegsministeriums, hatte zu Anfang des vorigen Winters ein blinder Mann Aufstellung genommen. An die Mauer gelehnt, sein Gesicht auf der Brust, mit gesenktem Haupt und erstarrtem Auge stand er da, trat von einem Fußje auf den anderen, um sich blicken warm zu machen, und murmelte ein paar Worte, die man kaum verstand.

„Offiziere, hohe und niedere, die ins Ministerium eilten oder herauskamen, gingen an ihm vorbei und spendeten ihm manchmal einen Sou. So hatte der Alte sich einen kleinen Kundenbesitz geschaffen.“

Im Stadtwinkel hatte er bald einen Spitznamen: „Das Wahngesicht.“

Jetzt ist „Das Wahngesicht“ plötzlich verschwunden. Was hat sich zugetragen?

Eines Tages bemerkte jemand, daß der Alte einen deutschen Agent sprach. „Ehetez un recard de bitie, messis fame!“ wiederholte er vom Morgen bis zum Abend...

„Warum dieser Agent? Und war es erlaubt, daß ein Individuum mit deutschem Agent am Eingange zum Kriegsministerium stand. Lag für Tag, so daß es jedes Gespräch der Generalsstabsoffiziere aufschneiden konnte? Lag hier nicht offensichtlich einer von den zahllosen Fällen vor, in denen Espione... usm. usm.“

„Das Wahngesicht“ wurde der Polizei angezeigt.

Zufällig hatte es eine „Gleise“. Man durchstöberte sie und fand — nichts.

Seine Stellung vor dem Kriegsministerium bezog das verächtliche Wahngesicht nicht mehr.

Hat die Polizei den Blinden weggeführt? Oder... liegt er, wie der Congrege des Schaulades der Rue St. Dominique erzählt, in einem deutschen Schlingengarten? H. v. Hülsen.

Raid.

„Aber Feiner, ich lauste gar, Du hau! Dein kleines Briderchen?“

„Ben soll ich denn sonst hauen?“

Raid.

„Aber Feiner, ich lauste gar, Du hau! Dein kleines Briderchen?“

„Ben soll ich denn sonst hauen?“

Raid.

„Aber Feiner, ich lauste gar, Du hau! Dein kleines Briderchen?“

„Ben soll ich denn sonst hauen?“

Raid.

„Aber Feiner, ich lauste gar, Du hau! Dein kleines Briderchen?“

„Ben soll ich denn sonst hauen?“

Raid.

„Aber Feiner, ich lauste gar, Du hau! Dein kleines Briderchen?“

„Ben soll ich denn sonst hauen?“

Raid.

„Aber Feiner, ich lauste gar, Du hau! Dein kleines Briderchen?“

„Ben soll ich denn sonst hauen?“

Raid.

„Aber Feiner, ich lauste gar, Du hau! Dein kleines Briderchen?“

„Ben soll ich denn sonst hauen?“